



# Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 46.

Sonntag, den 12. November 1916.

Ercheint wöchentlich.

## Eine verwickelte Geschichte.

Novellette von Alfred Friedmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Jazzen wohnte hoch über dem Polzeckstum in Zürich ein junger Student in einer Stube mit Seebild, bei einer allerersten Blüte. Die hatte ein taugliches Lächeln. Und als der fröhliche, doch ernst arbeitende Student sich die vielen saftigen Wochnungen für feinesgeschlecht ansah, war er, trotz mancher Bedenken und Unbequemlichkeiten, stehen geblieben.

Er war ein Schweizer und hieß Jeremias Gotthelf Hürli- man. Bald nach seiner Wiederkehr von der schmalen Witwe mit dem süßen Lächeln ging auch ein Deutscher vom Rhein zu ihnen und es war da sein Ende des fröhlichen Disputierens an den Tischen und doch so wohlwollenden drei Wochnungen, die die fünf wackeren Menschen zumal einnahmen. Die Jünglinge lübberten alles was nur gelebt wurde. Mittel, der alte Gotthelf, der edle, doch etwas kurz angebunden Johannes selbste U. K. Kapin wurde gehört. Professor Amelius veran- staltete philosophische Streitreden, man sprach, man stritt, man mußte, man konnte; es waren geistliche Zeiten. Was mußte das arme stammende Mädchen mit Aufzuchtziehung, wenn überhaupt Erziehung da war, alles bei Tische hören. Der Schweizer und der Deutsche hatten, wie Schiller sagt, ein kurzes Gedächtnis. Was sie gelernt gehört, haben sie heute schon wieder vergessen, und wenn man von Kant und seinem Ding an sich sprach, schickte die mögliche Witwe bedenklich ihr unweisses und doch weis verwehendes Haupt und deutete ängstlich auf die hochaufstrebende, mühselige Leiter.

Der Deutsche spielte auch viel auf dem nicht mehr ganz jugendlichen Klavier und stellte aus Bruchstücken von Opus, Sonaten und Konzertstücken ein sehr amüsiges Poporitur auf, man, das er allzu oft allerlei bunztunzungenemengierten Gästen, Sump- und Saufbrühen vortrug und auf das er große Stücke hielt. Eisse spielte es allein, der Schweizer Jeremias Gotthelf Hürli man auch. Und der (im vorausgegriffen) nahm es später einmal mit auf seine Wunde. Der Deutsche reiste ab und schrieb noch viel später an Hürli man wegen dieser Beklage, erhielt aber nur einen echt schweizerischen, berben Abgabegrief: D Jugendbruderschaft!

Aber Hürli man war ein praktischer Arzt in Zug geworden, hatte die süße wie eine Hofe herangeblühete Eise, der ja auch der Deutsche damals manch seines Worts in seine Niederstufge- ohr gelächelt, gewarheit.

Um nun weiter vorzugehen, Jeremias Gotthelf Hürli man, nunmehr vielbegehrter Arzt in Zug und anderswo, ließ sich des Eischen aus der mageren Witwe hängen, droben auf dem Hürlberg, wo damals auch noch außer Mittel und Scherr der edle Schweizer Konrad Ferdinand Meyer um der Mühen Vorberer rang. Bald nacheinander erschienen zwei Hürli man Mädchen aus der feinen Eise, lo reizend wie nur irgend Schweizermädchen sein können. Sie wuchsen auf im Schatten des Rügittums und des Nilatus, genossen eine etwas merkwürdige Erziehung; ver- zogen mütterlicherseits, gewohnheitsmäßig von Vaters rauheren Händen, im übrigen aber ganz erträgliche Kreaturen. Da wollte es des Herrn unerforschlicher Ratsschluß, daß die gute Eise an einer Erziehung sterbe. Nun liebten die Jünglinge eine Eise allein und ergötzt sich selber, dem Papa Hürli man tam obends tödliche, abgerodert von Krankheit und Operation nach Haus und wollte sie gerade haben. Kaum waren die Schwefeln ein Jahr alter geworden, als Papa Jeremias Gotthelf zum zweiten mal sein Herz entbiete, und den süßen Kindern eine auch süße Eisejemma zuführte, deren teils glänzende, teils ansehenswerte Eigenschaften auf die Geschwister abfärbten. Nicht daß Koloide Höch eine böse Stiefmutter gewesen wäre! Reichtes nicht! Sie wies sogar ruhende Züge auf, die auf ihr gutes Herz schließen ließen. Hatte sie doch im Stillen manchmal ihr liebes Bett mit Rosenblättern bestreut, im Gedanken, daß einst — Jeremias Gotthelf Hürli man ihr Gatte werden solle. Ganz wie es damals in Jünglingsjahren in Zürich auf dem Berg ein Eise an Witwe mit Hürli mans Eubentender gehalten weil sie in den Nächtschmerzen, viel Jüngeren verschlossen war. Wie dem auch hier wieder sei — nun berief der unerforschliche Ratsschluß den Herrn Hürli man ab, der sich unachtmal bei einer Schneiderei eine Wundvergiftung geholt hatte.

Wiederum verging eine Zeit, da die beiden Schwefeln ihre Erziehung teils Eigenhändig forsetzen mußten, teils sie unter die weise Führung der Frau Koloide Höch-Hürli man gestellt sahen.

Wieder farbte einiges ab, und als sie bereits, moralisch genommen, einem Regenbogen glichen, berief des Herrn unerforschlicher Ratsschluß auch Frau Koloide Höch-Hürli man ab, die sich eine neue Wodetrunkheit auserleide. Nicht aber, ohne nicht vorher einen stattlichen Witwer geheiratet zu haben, die Witwe den Witwer, einen Apotheker vom Schlag und Eil Ernst Jahnns und Heers, die jetzt die Echer und Mittel abgeleitet hatten.

Herr Gotthelf Wagenbubler übernahm bei der Hochzeit und selbstverständlich noch vor dem Tode der unvergessenen, wackeren Koloide die beiden (sodann mitgebrachten, wie nachgeschaffenen) Töchter, die nebenbei bemerkt, Eufanna und Katalina benannt waren, und kümmerte sich auch um eine Erziehung, der sie zwar schon entschaffen, die sie aber noch sehr notwendig hatten, und die ihm aber und da auf- und missiel. Da Katalina und Eufanna keine Kinder mehr darstellten und kurze Mädchen ihre schlanken Weine nur deshalb unflatterten, aber nie mehr einwärtigen, weil kurzes enges Gewand eben wieder Wunde war, ließen sie sich Einrede und Beliebung nicht allzu gerne zulassen. Mit adrethen Gaben liß heutzutage ein Charakter meist schon fertig und oft lo wenig mehr modulationsfähig, wie ein alter Kumpertstein oder eine Draht ohne Betrete. Daher gab es Halberlein, die in tagelanges Schmelzen ausariteten. Herr Gotthelf Wagenbubler seinerleits schien bereits über jede „Fertigkeit“ hinaus, und im Gegenfals zum wirtlichen Vogel, je mehr man ihn zusammenrollen wollte, desto dorstiger wurde er. — Sehr angenehm war dieser Selbst-

drithaushalt denn auf die Länge, in die er sich hinauszog, keineswegs. Je mehr man die süßen Mädels forrigierte, desto öfter taten sie insehme, was man ihnen offen verbot! Deshalb tat der edle Herr Wagenbubler, was Jeremias Gotthelf Hürli man und die Koloide Höch sich schon geleistet. Er heiratete.

Nun sahen sich Katalina und Eufanna neuerlings doppelt verforzt. Ihr zu ermarrendes Bernügen war durch diese wenige Kreuzefer von Witwer- und Wittenbeiraten ganz erheblich ausgemessen. Die vielen Unglücks- und Glücksfälle (Hochzeiten und Begräbnisse) waren ihnen auf die Kerzen gegangen und sie stellten nur zwei ganz ruhende, weil entwickelte, aber sehr launische und hyperneröse Gottescreaturen vor. Schied aber auf Hüllen, Tennis- oder Bootpartien, bei Konzerten und Vorlesungen (denn das mußte alles geübt und mitgemacht werden) ein männlicher junger Mann in ihr Gesichtsfeld trat, nachdem sie sich zusammen und legten sich so eine Art Osmaste, natürlich flüchtiger Art und Natur, an. — Daher waren sie wegen Schönheit, Reichtum und — gute Familie — sehr unwillig und unumwoben, wie etwa eine Kette Rehbühner oder Hahnen bei einer Teilschlag. Viele mechten den Hof, andere fürirten, alle wollten geübt sein. Das neue Ehepaar Wagenbubler-Kraffenhöfer hatte bald den Honigmund hinter sich. Es war sowohl nach der männlichen, als weiblichen Seite schon etwas weidlich abgerührt und hätte die Verheiratung der sie im Rühlen Grunde eigentlich garnichts angehenden Eufanna nebst Katalina nicht ohne Schmunzeln mit angesehen. Aber kein Glück bis bei den zwei netten Kräften, die ein Paar lo Wig-Gelien weiter oben noch Hahnen oder Rehbühner sein sollten, angeschlossen an.

Das tam lo.  
Die alten Wagenbubler-Strassenhöfners war nämlich zu einer 4. Potenz uneliebig, auf deren erften erft die beiden schönen Schwefeln standen. Frau Wagenbubler-Strassenhöfner trug über einem pyramidalen Haarstopf ein so kleines, selbsteigefestestes Loquesen, da gerade mühlenradgroße Chapeaux in Mode gingen. Darunter noch ein dunkelgrünes Spencerschen, wie es im trojanischen Krieg schon uralter war, und so mander fragte sich, was Wagenbubler an Strassenhöfner lo heiratenswertes gefunden. Je nun, Monaten. Wie sagte doch Monte-Cauchy, wenn er es wirklich gesagt hat? Zum Reizführer braucht man Geld, und der Witwer hatte schon seinen ersten dreißigjährigen Krieg betimade hinter sich. Die Strassenhöfner war auch nicht von laichsten Eltern, schon diese hatten sich geübt und nun obirsigte der Witwer die Witwe. Diese blieb kein Rampstorf schuldig und lo sahen Katalina und Eufanna wie es gemacht wird. Sie überlegten daher bei jedem Freier, ob er nicht eine alzu freigebige Hand — mit Maulschellen hinter seiner Zehnen- und Rosenrebe verberge. Endlich gelang es fast gleichzeitig zwei sinnlich überflutenden Freieren, beide Wädchenberger bauend zu fesseln. Und zwar flapsie alles vorzüglich. Herr Karl Saran pahie vorirreilich zu Eufanna, wie Herr Edt Norden zu Katalina wie ein Dadel zu seinem Lappe. Sie waren jedes aus demselben Metall, dem gleichen Vermögensstand und der ähnlichen monogamen Erziehung, nur daß letzterer Reiner et was merkte. Aber die jungen Leute liebten sich, um sich zu erklären, an den Vorbildern Wagenbubler-Strassenhöfner! Würden nicht Eufanna und Katalina mit den Jahren ebenso uneliebig wie Frau Mama, ebenso brutal wie Papa werden? Sie konnten Lamar und Darwin in dem beseleneren Karl Saran sagte eines gemüthlichen Zrintabends zu seinem Schulbankbuleufreunde Edt Norden: Schon in einem französischen Bande „Curiosités literaires“, Paris 1788, siehe etwas von Vererbung, besonders der Rüssel- und Faltige-Eigenhaften! Norden trant nachdenklich noch eine Faltige Rüsselreimer bis auf die Reige, worauf sie an diesem Abend keinen Tropfen mehr trante, da sie obnehin ganz hatten. Endlich entschlossen sie sich zu einem gemeinsamen Anhalten, seilten die Bedingungen: „Kinder, nicht mehr wie Papa und Mama!“ Da flüchten die schönen Schwefeln, erblühten, erröteten und riefen endlich wie aus einem Telephon: „Aber das ist ja garnicht unser Eltern!“ Und da in der Tat Eufanna und Katalina auch keinen Tropfen Wagenbubler-Strassenhöfner Blut in sich haben konnten, gabs alsobald zwei neue Ehepaare! Gott weih, was aus ihnen geworden ist!

## Ruhr.

Hygienische Mauberei von Dr. med. Karl Reimer.

(Nachdruck verboten.)

Vor einigen Tagen veröffentlichte das Ministerium des Innern eine Warnung zur Ruhrgefahr. Indessen liegt keine Veranlassung zu einer allgemeinen Beunruhigung vor; denn die in den Gemeinden Groß-Berlins und in der Provinz gemeldeten Ruhrfälle waren zum Teil leichter Natur. Solche Krankheitserscheinungen ereignen sich Jahr um Jahr in der Döbstzeit. Immerhin aber ist es gut und rathsam, in Zeiten, die nicht ganz geheuer sind, der Erhaltung der persönlichen Gesundheit eine größere Beachtung denn sonst zu widmen. In diesem vorbeugenden Sinne find auch die folgenden ärztlichen Belehrungen aufzustellen.

Krieg und Pestilenz. Ja, sie fahren beza. führen immer zukommen: Der Krieg und die Seuchen. Eine edle Kriegsgeldue war von jeder der Ruhr. Auch in diesem furchtbaren Weltkrieg find unsere Heere von der Ruhr nicht verschont geblieben, aber die bakteriologisch geschulte Hygiene hat mit ihrer wohnorgansischen Wehr und mit ihren sicheren Schutzmitteln (Impfstoffen, Heilseren, Seuchenquarantänen usw.) so vermocht, diese gefährliche, ansteckende Krankheit immer wieder im Keim zu ersticken, lo daß keine Seuche daraus werden konnte. Wie s. B. noch im Kriege 1870/71, wo die Ruhr vor Metz sehr stark auftrat.

Das Wort „Ruhr“ kommt von dem mittelhochdeutschen „ruor“ gleich „bewegen“ her. Wir finden es in „Aufruhr“ wieder, und es deutet das Wesentliche der Krankheit an, näm-

lich die krampfhaft gesteigerte Darmbewegung. Im allgemeinen kann man die Ruhr als eine Dysenterie des Dick- darmes bezeichnen. Die Ansteckungswege sind in den Darmentleerungen enthalten und können selbst nach überstan- dener Krankheit noch monatelang in der Darmschleimhaut wohnen.

Die Entwicklungsdauer dieser Krankheitserreger erstreckt sich auf 2 bis 7 Tage. Der Verdauet ist ein einfacher Magentarr. Schüttelfrost und hohe Temperaturen werden selten beobachtet; auch im weiteren Verlauf besteht nur mühsige, aber unregel- mäßiges Fieber. Die Selbstkuren nehmen schnell zu, die Durchfälle häufen sich (in schweren Fällen 20 bis 60 in 24 Stunden) und bieten schließlich eine wässrig-schleimige Masse dar, die mit Eiterfäden und Blut durchsetzt ist.

Diese schwere Darmentranung nimmt den ganzen Körper mit. Der Appetit liegt darnieder, der Schlaf ist gestört, die Haut ist kühl, der Puls klein und schnell, und der Kranke leidet unter großem Durst, oft unter Schläfen und Erbrechen. Die schmerz- lichen Beschwerden allerdings verursacht der quälende Stuhlgang. Die Wendung zum Besseren meldet sich gewöhnlich im Beginn der zweiten Woche. Die Durchfälle werben späterlich, rein schleimig und dem normalen Inhalt ähnlich. Mit dem Appetit hebt sich der Allgemeinzustand. Immerhin bleibt noch lange eine Neigung zu Rückfällen bestehen.

Die stärkste Waffe, die wir den Seuchen gegenüber besitzen, ist eine strenge Vorbeugung, die darauf ausgeht, durch Drain- nage (Entwässerung) des Bodens, zweckmäßige Kanalisation, gute Wasserleitung, gesundheitspolizeiliche Lieberwachung der Wassertröche usw. die gemeinsame Ansteckungsquelle, nämlich, fauliges, verunreinigtes Wasser, zu verstopfen und zu beseitigen. Anders jedoch liegen die gesundheitspolizeilichen Verhältnisse, wenn Wars die Stunde regiert. Da muß das Hauptgewicht auf die persönliche Gesundheitspflege gelegt werden. Jeder soll treu auf Posten stehen, ein mühsiges Leben führen, sich genau be- obachten, vor allem aber die geringste Unpäßlichkeit und Er- fältung, die leicht einen Darmtarrich im Befolge haben, nicht vernachlässigen, sondern unverzüglich vorbeugende Maßnahmen treffen bezm. einen Arzt zuziehen.

Nicht ganz einwandfreie Wasser trinke man nur abgekocht oder verlese es wenigstens mit Zitronensäure (1/2 Messerspitze zu einem halben Liter) oder Zitronensaft (1/4 Tasse). Man esse nichts Unreines und Ungekostenes.

Das gelumbe, köstliche Obst steht jetzt gar hoch im Preise! Trotzdem trifft man nicht selten auf den Märkten und Straßen kleine und große Leute, die einen Apfel oder eine Birne, die sie eben von Händler gekauft haben, schätzenswert gartig be- schmauchen. Denken denn diese Menschen nicht einmal darüber nach, was der Apfel oder die Birne auf dem oft recht langen Wege vom Baum bis zum Käufer alles durchgemacht? Des Genuß ungewaschenen Obstes kann sie nicht nur selbst schädigen, sondern sie können auch als sogenannte Bazillenträger für ihre Umgebung gefährlich werden. Kinder aber und Erwachsene mit schwacher Verdauungsstark sollen solches Obst nur gedünstet oder gebacken verzehren.

„Schaltet euch gesund!“ Im Zeichen der öffentlichen Be- wirtschung, in dem wir jetzt leben, ist es wachlich nicht leicht, diese Mahnung zu befolgen und zu erfüllen. Wie Kriegs- wirtschaftlichen Maßnahmen und Verordnungen scheinen qua- sitätsverhältnissen zu wirken, und den Schweißmühen des Bür- teils, des Badtrags, der Marmeladen-, Konfektfabrikation usw. rüdt kein Polstigt mehr auf den Leib. Was muß da alle Sorgfalt bei der Zubereitung der Speisen, wenn das Koch- material minderwertig ist oder die rechten Zutaten fehlen.

Wenn es unter diesen erkümmerten Ernährungsverhältnissen sich nicht leicht vermeiden läßt, daß die Verdauungsorgane streiten, so verpflichtet sind der Selbsthaltungsertrieb erst recht zur Mäßigkeit und Regelmäßigkeit im Essen und Trinken. Ferni aber sei von uns alles Bangen und Jagen! Eine gedrückte, ängstliche Stimmung, seifliche Niedergeschlagenheit, insbesondere Furcht vor Ansteckung, begünstigen nur die Erkrankung, weil alle körperlichen Verrichtungen mehr oder minder unter der Herrschaft des Geistes und Willens stehen.

Bei Magenbeschwerden, Erbrechen, Rollen usw. genieße man sich köstliche Suppen, leichte Breie, durch das Sieb ge- schlagene Gemüße. Ein guter Helfer ist der „Bierbräu“ (ein in lauem Wasser gut ausgewaschenes Handbrot vom Küchler her um den Leib, ein Flanell- oder Wolltuch darüber gelegt).

Auftretende Durchfälle kann man durch die Boia alba (sehr pulverisierte Leinwerde) beseitigen. Man füllt ein Halbliter- glas gut bis zur Hälfte mit frischem Wasser, schüttet 100 bis 125 Gramm Sehpulver auf das Wasser. Ist es unterfinten, rührt dann erst mit einem Böffel gut um und laert das Glas auf ein- mal oder wenigstens in kurzer Zeit. Je kälter die Flüssigkeit ist, desto leichter und angenehmer wird sie getrunken. (Kinder erhalten 60 Gramm auf 150 Gramm Wasser.) Nach drei Stunden kann man die gleiche Menge noch einmal einnehmen. Auber Wasser oder Tee wird in den nächsten 24 Stunden nichts gereicht.

Die Ruhr verbreitet sich vorzugsweise durch unmittelbare Uebertragung bei der Pflege des Kranken, weiter auch mittel- bar durch beschmutzte Wände und Nahrungsmittel. Dafür bietet peinlichste Sauberkeit den besten Schutz: Waschen der Hände in heißem Wasser und mit seimem Seib nach Berührung von Kranken und Krankheitsverdächtigen, sowie vor der Bereitung und Berührung von Nahrungsmitteln, vor dem Essen usw. Licht und Luft, Wasser und Gese sind die höchsten Ueberwinder aller Krankheitskeime in Wohnungen, Stedern und am Körper.



# Wie der Teufel einem armen Soldaten bestand.

Eine italienische Soldatenjagd.  
Nachzählt von Albert Fried.

(Nachdruck verboten.)

In den italienischen Kasernen erzählen sich die Soldaten in den Pausen gern allerlei Geschichten. Das mag wohl auch anderswo der Fall sein. Während aber sicherlich bei uns in Deutschland die Kriegsgeschichten wirklich der Begehrtesten sind, haben die Kinder des Südens noch eine nahe Freude an den Erzählungen von allerlei Volksmärchen und Sagen, mit denen man zweifellos den deutschen Kriegern kaum kommen dürfte.

Gleichwohl könnte auch das nachfolgende Soldatenmärchen, das, wie die italienische Quelle berichtet, in italienischen Kreisen sehr bekannt und ganz nach dem Geiste eines italienischen Soldaten ist, deutsche Soldaten belustigen.

Vorausgesetzt sei, daß das Märchen zu der Zeit spielt, da beim italienischen Militär noch die Prügelstrafe in Gebrauch war, die ja auch dort längst abgeschafft wurde, wenn auch viel später als in Preußen.

In **jean Joh** nun war ein armer Bauer Soldat geworden, der recht viel von seinen Vorgefetzten zu leiden hatte. Es regnete geradezu Stodprügel auf ihn, und fortwährend erhielt er Strafwachen.

Als er auch wieder einmal den Korporal feindlich zu schmeiden bekommen hatte und danach noch seine Strafwache beziehen mußte, stand er auf seinem Posten und hielt in der einen Hand sein Gewehr und rief sich mit der anderen die oergewählten Glieder und schloßte dazu und rief ein über das andere: „Oh, ich armer Teufel! Wenn mir nur jemand helfen könnte!“

„Ich kann's!“ sagte da plötzlich ein feiner Herr, der, ohne daß der Soldat sein Kommen bemerkt hatte, vor ihm stand.

„Oh, wie wollen Sie mir denn helfen, mein Herr?“ fragte der Soldat. „Und wie kommen Sie dazu, sich einem armen Teufel, wie ich bin, beizufügen?“

„Gerade, weil ich ein armer Teufel bin“, meinte der feine Herr, „will ich es tun. Ich bin nämlich auch ein Teufel, und daß ich nicht arm bin, sieht du wohl an meiner Kleidung!“

Der Soldat erschrak nun zwar, denn mit dem wirklichen Teufel hat es selbst ein Soldat nicht gern zu tun, aber da er sich doch so freuzunglücklich fühlte, so sagte er: „Ja, wie wollen Sie mit denn helfen, Herr Teufel?“

„Das stellt du schon fest! Vorläufig wirst du ja noch nicht von deinem Posten abgeholt. Die dies geschieht, bringe ich dich nach meinem Schloß; dort tauschen wir die Kleidung, und dann leiste ich hierher zurück und verlese deine Dienstrolle so lange, bis ich dich wieder abholen werde. Inzwischen kannst du auf meinem Schloß herrlich und in Freuden leben, tanzst du viel essen und schlafen wie du willst und dich dazu bedienen lassen.“

„Guten und schlafen, soviel ich will und dazu noch bedienen lassen, ist ganz nach meinem Geschmack, Herr Teufel!“ meinte der Soldat und willigte ein, dem feinen Herrn zu folgen.

Dieser war in der Tat der Teufel, und das merkte wohl auch der Soldat bald, als der feine Herr ihn anfaßte und mit ihm durch die Wüste fuhr. Beinahe hätte er vor Schreck bei dieser Lustfahrt das Gewehr verloren, aber als es ihm entfallen wollte und er danach griff, stand er auch schon auf festem Boden und das Gewehr lag unverletzt zu seinen Füßen, und als er aufblickte, befand er sich in einem Schloß.

Er wollte sich umdrehen in der Wüste, die da ringsum war, aber schon winkte der Teufel Diener herbei, die so fein gekleidet waren, daß sich der Soldat vor ihnen tief verbeugte, weil er sie für vornehme Herren hielt. Aber die Diener verbeugten sich ihrerseits ehrerbietig und halfen ihm beim Auskleiden, während andere Diener dem Teufel beim Ablegen seiner Kleidung behilflich waren. Das ging alles blitzschnell, und ebenso schnell zogen dann die beiden mit Hilfe der Diener die andere Kleidung an, und der Teufel stand da als Soldat.

Dann verabfolgte er sich, und der arme Soldat blieb zurück in dem Schloße, wo die Diener nur immer um ihn herumflogen, um seiner Befehle und Wünsche gewärtig zu sein. Sie brachten die herrlichsten Speisen herbei, und nachdem der Soldat soviel gegessen, wie sonst in einem Monat kaum, legte er sich zur Ruhe.

Der Teufel aber stand unterdessen als Soldat Posten. Das war ihm ganz etwas neues, und um sich die Zeit zu füllen, trieb er allerlei tolle Dinge. Er hängte Zitronentafel und Bajonnet auf einundbieselbe Seite, hielt das Gewehr verkehrt, so daß der Kolben über die Schulter gelegt war und er den Lauf in der Hand hatte. Und als er so, jedem Regimente zumüber, das nach ihm die Wache über, der Gelehrte, der sie führte, war entsetzt, als er den Soldaten, der schon so viel auf dem Kerbhof hatte, daß es statt seiner der Teufel war, merkte er natürlich nicht, sich erlaube, solche Tollheiten zu treiben. Er befahl ihm, sofort eine vorchriftsmäßige Haltung anzunehmen, aber der Teufel, dem der Jörn des Vorgefetzten viel Spaß machte, ließ dem Gefreiten lachend ins Gesicht und änderte seine Haltung nicht.

Nun ging's zur Kaserne, wo der Gelehrte den Teufel sofort zum Korporal beförderte und Meldung von dem neuen Befehl machte, aber auch vor dem Korporal blieb der Teufel in so unvorschriftsmäßiger Haltung, und zornig darüber, daß sich Wörsch nicht einmal vor so einer hohen Person Angst habe, gab der Korporal dem Teufel eine mächtige Ohrfeige. Aber im gleichen Augenblick fuhr er auch schon mit der Hand zurück und sagte sich an sein eigenes Gesicht, das so schmerzte, als ob er selbst die Ohrfeige erhalten habe. Ja, sogar Mut strömte ihm aus der Nase, während der Teufel so ruhig lächelnd dastand, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Da befahl denn der Korporal diesem Tagelöhner, mit dem garnichts anzufangen war, er möge seiner Wege gehen, und der Teufel begab sich seelenbergnut auf sein Mannschafszimmer, zog sich gemächlich aus und legte sich zu Bett, obwohl noch gar nicht Schlafenszeit war.

Unterdessen machte natürlich der Korporal dem Feldwebel Meldung über die neuen Untaten des lächerlichen Gelehrten, der Feldwebel gab es weiter an den Hauptmann, und beide Herren heraufschlugen, was man mit dem Höflichkeit tun könne. Es mußten ihm allerlei Strafen ausdiktieren, aber sobald diese ausgeführt werden sollten, bastierten immer merkwürdige Dinge. Der Hauptmann befahl, daß der Teufel in Eisen gelegt werden sollte, aber das Eisen wurde in den Händen derjenigen, die es ihm anlegen wollten, glühend, so daß sie es fallen lassen mußten, und als der Hauptmann diesen Spott dem Obersten mitteilte, lachte dieser höflich auf, weil er bereit Dummköpfe nicht glauben wollte, und befahl, daß man dem Höflichkeit hundert Stodstreiche aufhäufte. Und damit diese tüchtig ausgeführt würden und kein „Spur“ passierte, wählte der Oberst selbst die beiden handfesselten Soldaten aus, die die Exekution vollbringen sollten. Nachdem er das getan, begab sich der Oberst zu einem Festessen, zu dem er gerade an jenem Tage erlazen war, und zu welchem rechtzeitig zu gelangen er sich beilen mußte.

Raum sah er aber zwischen vier schönen Damen bei Tisch, mußte er furchtlich aufstöhnen, so daß keiner wahrte, was denn mit ihm geschehen sei. Die ganze Gesellschaft sprang auf, während der Oberst immer schmerzlicher schrie und sich den Rücken hielt. Er rief einen Diener zu, er möge sofort zur Kaserne eilen, daß die Exekution eingeleitet werde, da aber niemand begriff, was das mit dem Schmerzen des Obersten zu schaffen habe, und der Diener sich deshalb auch nicht beilte, kam dieser erst in die Kaserne, als der Oberst schon beinahe die ganzen hundert Stodstreiche auf seinen Rücken schloß.

Nun nahm sich aber der Oberst den Höflichkeit persönlich vor. Er sagte ihm, er wolle ihm die weitere Dienstzeit schenken und ihm den Abstieg geben. Aber der Teufel schüttelte mit dem Kopf. Es gefiel ihm sehr gut in der Kaserne. Er wollte Soldat bleiben.

Der Oberst seufzte, und der Teufel ging lachend von dannen und verübte wieder allerlei tolle Streiche, spielte den Kameraden allerlei Schabernack und ätzerte die Herren Vorgefetzten.

Da nahm sich ein Kamerad, der sehr unerschrocken über den ihm vom Teufel verübten Schabernack war, vor, er wolle sich an dem Teufel schon rächen. Er verpackte ihm die Sachen, zum Beispiel die Stiefel, wenn er des Morgens aufsteht, und sich anziehen wollte. Aber anstatt beim Teufel schlafen dann die Stiefel am Bett des Soldaten, der diejenigen des Teufels verpackt hatte. Da rief jener Soldat zornig das Gewehr an sich, zielte und schoß dem Teufel mitten ins Herz. Ganz gemächlich lagend zog der Teufel die Fucel aus dem Schußkanal, warf sie dem Altenäter zu und dieser fiel zu Boden.

Als dies der Oberst vernahm, da sah er wohl ein, daß dies nicht mehr so weitergehen könnte. Er mußte diesen gefährlichen Soldaten los werden; er konnte ihm mit seinen Tollheiten das ganze Regiment außer Rand und Band bringen. Und doch wiederum wollte er der Oberst nicht an seine eigenen Vorgefetzten sich zu wenden, da er mit Recht befürchtete, man würde ihm den Spieß, den dieser Soldat treibe, nach und nach, er fenne umständlich im Besatz kommen, daß er es wage, herbeizeln den hohen Vorgefetzten vorzutragen.

So ließ er sich den Soldaten noch einmal kommen und sagte zu ihm: „Ich schenke dir mein ganzes Vermögen, nur laß dir den Abstieg geben! 200 000 Lire sollst du erhalten, wenn du freiwillig gehst!“

„Gut“, sagte der Teufel, „ich bin einverstanden, Herr Oberst, ich werde meine Sachen zusammenpacken, holen Sie inzwischen die 200 000 Lire!“

Und während der Oberst das Geld holen ließ und der Teufel angehtig ging, um seine Sachen zusammenzupacken, war dieser fluchend in sein Schloß gefahren.

Der Soldat mußte als seinen Mut zusammennehmen um so dreist aufzutreten wie es ihm der Teufel anbefohlen. Als er aber sah, daß ihm trotz seines höflichen Lachens feiner etwas zu tun war, packte er sein Bündel, aing mutig um Oberst, empfing das Geld und ging frohlich von dannen. So hatte der Teufel einem armen Soldaten geholfen.

## Die englische Kriegsjre willige.

England hat einen Frauentyp im Kriege hervorgebracht, schreibt Simone Calburn in einem Londoner Brief im Dewore vom 3. November, dem wir in Frankreich, wo gewiß mehr Soldat getötet worden sind, nichts Gleichwertiges an die Seite zu legen haben. Die englischen Frauen widmen sich der Kriegsjre mit weniger Begeisterung, aber mehr Ausdauer. Einmal von dem großen Kriegswert ergreifen, reifen sie sich nicht mehr von ihm los. Sie arbeiten mit Methode.

Dienstmädchen sind nicht mehr zu finden. Ladenfräulein gehen scharenweise ihren Beruf auf, die kleinen Modistinnen lassen Blumen und Federn liegen und alles dreht Granaten. Auch die Damen der Gesellschaft arbeiten in den Munitionswerkstätten. Die vornehmsten Frauen scheuen sich nicht vor den niedrigsten Arbeiten, und nicht eine nur, um ein Beispiel zu geben, sondern wegen des Resultats. Was die englischen Kriegsjrewilligen Arbeiterinnen leisten, ist bemerkenswert. Die Frauen und jungen Mädchen ohne einen Lebensberuf widmen die Hälfte ihrer Zeit ihrem Banke. Die, welche einem Beruf nachgehen, arbeiten freiwillig des Sonntags und nicht bloß drei oder vier Wochen hindurch, sondern fortwährend. Sie opfern dem Vaterland sogar die Hälfte ihrer Ferien, viele sogar ihre ganzen Ferien. Als Französisch nahm mich das natürlich wunder, und eine alte Lady, die mein Erlaunen bemerkte, rief mir zu: „Eine Engländerin würde sich schämen, sich zu amüsieren, während unsere Söhne und Männer fern-“

Ihre Hauptwirkfamkeit findet natürlich auch die englische Kriegsjrewillige in den Lazareten. Sie geht ganz in ihrem Schwesternberuf auf, fürchtet sich nicht, sich die Finger schmutzig zu machen und ist ebenso bereit, nach Frankreich an die Front zu gehen, wie nach Serbien, Ägypten oder Mesopotamien zu reisen. Die eine hat seit Kriegsbeginn alle Morgen das Mehl für die Biddings auszumengen, die andere zählt rierundzwanzig Monaten alle Tage die blutige und schmutzige Wäsche der Verwundeten durch, noch eine andere befürmtert sich nur um

Die Feuerung. Jede sagt sich, daß sie mit ihrer Arbeit den Frieden beschleunigt. In den Kantinen wahlen Professoren, gattinnen und Damen der höchsten Aristokratie ihre Munitionsbereitern das Essen und waschen das Geschloß ab. Am charakteristischsten aber zeigt sich das Walten der englischen Kriegsjrewilligen bei der Ernte. In allen Agenturen, auf den öffentlichen Kantern und Universitäten liegen Ehren aus, in denen sich die Frauen und jungen Mädchen als Erntehelfer eintragen können. Auch findet man nicht selten Anzeigen folgenden Inhalts in den Zeitungen: „120 Frauen für freiwillige Erntehelfer gesucht. Wortführer, ufm.“ Auf dem Lande sieht man dann die reichen Engländerinnen, die früher ihr Auto selbst lenkten, die schweren Nähmaschinen treiben. Die anderen binden die Garben, melken die Kühe, füttern das Geflügel. Kurz, die englischen Frauen beweisen noch heute im Ansehe ihres Landes denselben Eifer, der sie früher verleitet, die Schaufel in der Hand zu nehmen und sich mit Schützlen zu togen, und haben die Sache in der Frauenbewegung nie so gefördert wie durch ihre jetzige Haltung.

Natürlich müßte die Französin, ihre Landsmänninnen würden sich auch ebenso zielbewußt und eigenmächtig an der Kriegsjre beteiligen.

## Bunte Zeitung.

Die Sorge um Mensch und Tier.

Man weiß V'oeuvre zwei bezeichnende Gesichtspunkte zu erzählen:

Das 3. Kolonialregiment soll zum Winter mit wärmenden Trübsal und andern Unterzeug versehen werden, das nach dem Grade der Bedürftigkeit zur Verteilung gelangen soll. Um die Bedürftigkeit glaubhaft zu gestalten, bedarf es jedoch eines Bedürftigkeitszeugnisses aus der Heimat. Nun sind die Leute dieses besonderen Regiments sämtlich in den Kolonien beheimatet. Bis ihnen das Bedürftigkeitszeugnis aus Lenkin oder Madagastar zugeht, ist daher wohl an unehmen, daß, wenn nicht der Krieg, so doch mirbelndens der Winter um ist.

An der Elektrischen unterhalten sich zwei Damen mit einer Bekanntschaft, die den ganzen Wagen zu Zeugen nimmt.

„Ich muß mich fürchterlich beilen daß ich nach Hause komme. Habe wahnsinnig viel zu tun.“

„Was Sie schon zu um haben mögen! . . .“

„O bitte, ein wärmendes Wams. Und was das für Arbeit macht, ist kaum zu glauben.“

„Ist es denn für einen Soldaten?“

„Aber nein. Für mein hübschen natürlich. . . Mit der Saugflasche habe ich ihn aufpäppeln müssen. Er ist nämlich ein edler kleiner „Chinele“ und friert so schrecklich.“

Nicht schlimm.

„Das ist also Ihr Läch- terchen. Wie es seinem Vater doch ähnlich sieht.“ Der boshafte Onkel: „Das ist nicht so schlimm. Wenn es nur gesund ist.“

## Preis-Rätsel.

Rösselsprung

laßt	für	mein	sich	mit	te	die
und	o	ben	mann	trom	fer	ten
mann	klin		ro	ker	kann	heu
blut	die			tag	rö	und
gen	mit	der		che	ien	gen
sio	te	dos	mir	wir	mit	sen
blut	woos	ten	knach	el	klin	wo!

## Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 45:

„Das Leben ist ihr bester, als Redner und Sach.“

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:  
Herrn Gieseler, Kurt Darmstadt, Elise Hummel, Rudolf Apel, Et. Ulrich-Möhlen, Käthe Freiler, Ella Böhlen-Ermstehen, Martha Busse, Otto Bolke, Frau E. Gießler, Günter Giese, Paul Gocke-Meichowis, Charlotte Bester, Gustav Grunide, Walter Kühne-Laubegast, Johannea Soeno-Diemis, P. Heine, Ella Haale, W. Jahn, Annemarie Janssen, Dr. Kraule-Wißspringe, Elisabeth Alceber, Alfred Karig jun., Elisabeth Koch, Fritz und Kurt Linde, Sidde Wöner, E. Teufel, Paul Müller, Frau Maria Müllers, Elie Walle, Maria Müller, J. Martin, A. St. im Felde, Elfriede Wimmer, Margarete Rebe, Ilse Schöe-Ammendorf, Walter Pfah, Olga Schöe, Günter Schöe, Frau Elyia Stittich, Oskar Stegmann, A. St. Cassel, A. Tenold-Stahfurt, Käthe Wieweg, Kurt Wöente, A. St. im Felde, Hermann Wille, Ilse Ziegeler-Lorcheba, Elfriede Hartmann, Frau Selwig Knöschel-Herzstein, Herbert Lehner.

Preis erhielt Herr Gieseler, hier und zwar:  
„Aus Deutsch-Österreichs Sturm- und Drangereichen“ von Dr. A. Beder.

Nachträgliche Lösungen gingen ein: Charlotte Schöe, Walter Kühne-Laubegast.

Rätselblättern müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätselblättchen“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfindet es sich, das Alter des Senders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.